

Jeder war einer Mutter Sohn

Eine Episode aus dem deutschen Bürgerkrieg 1919 von Walter Hornung (Schluß)

Der Hausmeister kommt herein: „Wollt ihr hier warten, bis die Weißen euch ausziehen oder die erschossenen Bürger euch herausholen?“

„Was sollen wir tun?“ fragt Pawel und tupft seine Zigarette am Fenster Sims aus.

Der Hausmeister, ein kleiner freundlicher Mann mit gutmütigem Gesicht erwidert: „Geht in euer Lager zurück!“

Pawels energischer Mund knirscht sich zusammen. Die Rückkehr ins Lager ist einem Vorbruch gleich. Aber, warum hat man sie in diesen Schulsaal gelegt und nicht mehr nach ihnen gefragt? Jedoch es nützt nichts, darüber zu grübeln. So sagt er:

„Es ist klar, wir müssen hier heraus!“

Die Männer begreifen das. Der Hausmeister erläutert ihnen den Weg, den sie einschlagen müssen.

Bald sieht man sie, das Gewehr geschultert, in losen Gruppen über die große Wiese gen Westen dahintrotten.

Sie sind schon eine Stunde weg, da fällt dem Hausmeister ein, es wäre vielleicht besser gewesen, die Männer hätten die Gewehre nicht mitgenommen. Er erinnert sich der Anordnung der Weißen: Wer mit der Waffe in der Hand betroffen wird, ist zu erschießen! Nachdenklich kratzt er sich hinterm Ohr. Freilich, wenn die Weißen bei der Besetzung der Stadt im Schulsaal die dreihundertfünfzig Gewehre finden würden . . .

Rund um die Stadt spielen die Maschinengewehre ihr mörderisches Taktstück; dazwischen bellen die Geschütze. Die Dachschützen der roten Armee kämpfen bis zur letzten Patrone. Bleiben sie nicht durch einen guten Schuß des Gegners auf der Strecke, so enden sie nach der Gefangennahme sofort an der nächsten Wand. Auch der wehrlos Gewordene ist noch Feind, er ist es noch im Tode, wenn ihn die Gegner mit einem Tritt auf die Lasttafel befördern.

Wer einen persönlichen Feind hat, kann ihn in diesen Tagen schnell und bequem loswerden.

Der Haß regiert die Stunde. Für die von den roten Garden in einem Gymnasiumshof füsilierten vierzehn Geiseln aus dem Kreise der verschwörerischen Thulegesellschaft fällt in den Arbeitervierteln die fünfzigfache Zahl dem Standrecht zum Opfer. Mütter und Frauen rennen zu den Sammellagern, bringen Zeugnisse mit, die Unschuld des Sohnes, des Gatten zu beweisen. Sie erhalten in der Mehrzahl der Fälle den Bescheid, daß der Gesuchte Revolutionär und bereits erschossen sei.

In einem Hause im Zentrum der Stadt haben sich an einem der unruhigen Abende vierundzwanzig junge Männer, Angehörige eines katholischen Vereins, im Erdgeschloß versammelt. Die Weißen, durch Angeberei aufgehetzt, wittern eine rote Verschwörerbande, dringen ein, jagen die Menschen in eine Ecke zusammen und schießen sie ab. Nur durch Zufall bleiben drei der jungen Menschen übrig. Einundzwanzig Mütter stehen vor einem Massen-

grab. Der Pfarrer spricht vom sinnlosen Tod dieser Tage . . .

Ueber das weitere Schicksal des Russentrupps gibt nur eine lafonische Pressenotiz Auskunft, die in diesen erregten Tagen kaum beachtet wird. Sie meldet, daß dreihundertfünfzig russische Kriegsgefangene, die sich der roten Armee angeschlossen hätten, in einem Walde bei Gräfelfing „mit der Waffe in der Hand“ betroffen und standrechtlich erschossen worden seien. Das sozialistische Blatt der Stadt erlaubt sich die Frage, ob der Führer der Truppe, die die Füsiliierung vollzogen hat, sich vergewissert habe, ob diese russischen Kriegsgefangenen tatsächlich am Kampfe beteiligt waren. Auf diese Frage wurde nie eine Antwort gegeben.

Der einzige Zeuge der Exekution war der Ortspfarrer von Gräfelfing, denn als gute Christen schickte die „Ordnungstruppen“ die Russen nicht ohne geistlichen Zuspruch ins Jenseits. Oder war ihnen die Anwesenheit eines Pfarrers etwa zugleich Alibi vor Gott und ihrem Gewissen?

Die dreihundertfünfzig Russen wurden in eine Kiesgrube getrieben und dann mit Maschinengewehren zusammengeschossen. Sie mögen wohl wie eine verschüchterte Schafherde aneinandergerückt sein und das Gebet des Geistlichen wie eine sinnlose Kette von irren Worten empfunden haben.

Und Pawel dachte vielleicht noch an den Brief, den er in der Tasche barg und vergessen hatte aufzugeben . . .



Ziel und Zuversicht

Geht auch dein Sehnen manchen irren Weg und schwindet dir im Wandern oft das Ziel und wirft im Schreiten müde du und trüg', brüht dich verwirrend auch das Weggewühl: Du findest, Mensch, wo du auch immer bist, den Ort, der aller Träume Ende ist!

Was du auch hoffst — immer ist er gleich, ob Blüten oder Sterne du geträumt; die Stunde wird dir, sommerdämmerweich, die du im Gatten immer noch versäumst: Die Stunde tiefer, allertiefster Ruh', die find'st nun, Ruhelosester, auch du!

Doch aber sei dein letztes, höchstes Ziel: Ob du gestümpert oder hast gekannt; daß du gelebt — ob wenig oder viel — und sagen kannst: Es hat der Welt gelohnt! Dann wird dein Nutzen erst ganz stark und reich und bist du, Mensch, den sel'gen Göttern gleich!

Hans S o n n e i s e r.

Ein Jahr später. Ich wandere durch das anmutige Mühlal und komme zu der Kiesgrube an der Straßenkreuzung, die still in der Sonne liegt. Gegenüber ist der Ortsfriedhof. Ich erkundige mich nach der Grube der erschossenen Russen. Der Totengräber deutet nach einem Winkel neben der Leichenhalle. In der Ecke erhebt sich, mit der Mauer verbunden und über sie hinausragend, ein Grabmal. Dort kann es doch wohl nicht sein? Ich bin im Begriff zurückzugehen, da kommt mir der Totengräber entgegen und sagt:

„Es ist schon das Grab, das Sie suchen! Der Grabstein ist noch nicht lange da!“

Ich trete näher an das Grabmal heran, das in gemauerten und glatt verputzten Flachsäulen, von einem Kurbögen überspannt, an den Ecken das Kreuz der russisch-orthodoxen Kirche, in der Mitte das Noms trägt. Auf einer Marmorplatte lese ich:

Fern von der Heimat
Fanden hier 'hr Grab
58 russische Kriegsgefangene,
zum zweiten Male gefangengenommen
im Kampfe gegen Regierungstruppen
am 2. Mai 1919.

Standrechtlich erschossen in der großen
Sandgrube nahe bei diesem Friedhof.
Wanderer, wer du auch seiest,
Wünsche ihnen eine sanfte Ruhe.
War denn nicht auch von ihnen Jeder
Einer Mutter Sohn?

Diese Tafel errichtete der Öffentlichkeit
für kommende Geschlechter

Die Bäderinnung München.

Der Leser wird zu erfahren hoffen, welche Bewandnis es mit diesem Grabmal und seiner merkwürdigen Unterschrift habe. Es kann leider nur gesagt werden, daß die Bäderinnung in der Nähe jenes Friedhofes im Walde ein Ferienheim besitzt. Wohl hat die Innung einen Akt über die Entstehungsgeschichte des Grabmals; er ist aber niemandem zugänglich. Neugierige bekommen den Bescheid, daß die Öffentlichkeit sich mit dem sichtbaren Akt der Pietät begnügen müsse. Nur ist leider die fromme christliche Geiste durch die Unwahrheit in der Inschrift entwertet, daß die dreihundertfünfzig unglücklichen Menschen „im Kampfe“ gefangengenommen worden seien.

Ich siehe nachdenklich vor dem Grabmal, zu dessen Füßen kümmerliche Flora blüht, halbe Wildlinge, Abgetriebene aus dem großen Ueberfluß der Welt, wie die Toten da unten.

Der Krieg hat Millionen Menschen vernichtet. Mord zeugte immer wieder Mord, Krieg den Bürgerkrieg. Ueber den Gräbern aller Gemordeten stehen unsichtbar die Wörte der Grabplatte, die den dreihundertfünfzig Töchtern Mutter Rußlands gewidmet sind „Jeder war einer Mutter Sohn!“

Erlebnisse in Karpathorußland

Von Bruno Hardie

Ein Stückchen Seife

Als Tramp ziehe ich durch den östlichen Zipfel unserer Republik. Ohne Sorgen, frohen Gemüts und ohne Geld.

Die Sonne leuchtet wunderbar. Das Wasser der Theiß rauscht donauwärts. Eirst grüne Wiese lädt mich zum Lagern ein. Büsche verdecken die Sicht von der Straße und ich kann ungeniert alles für meine große Wäsche vorbereiten. Das heißt aus meinem Rucksack drei schmutzige Hemden herausziehen, dazu zwei Paar Unterhosen (die sieht niemand, deswegen kann ich sie länger tragen), vier Leinwandtücher und ein Geschirrtuch und fünf Paar Socken sind der Rest meiner Ausrüstung. Und alles ist gottvoll dreißig.

Die Schwimmbüchse behalte ich, als einziges Zeichen meiner Kultur, an. Bis zu den Knien im kalten Wasser stehend, wasche ich, so wie ich es bei Müttern gesehen habe. Doch der Dreck will nicht raus.

„PANEL!“ Ich schau auf. Am Ufer steht ein kleiner Knabe. Auf seiner Schulter hat er einen Holzstok aufgeladen, der bald so groß wie er selber ist. „Sie machen das schlecht. Darf ich Ihre Wäsche für Sie waschen?“

Dabei wirft er den Holzstok weg, krepelt sich die Hosens auf und wadet zu mir. Wortlos überlasse ich ihm das Wäschebündel, welches ich eben in der Hand halte, und sehe zu. Es geht ihm stümper von der Hand und weiß Gott, wie er das macht, aber die Wäsche wird sogar rein!

Der Knirps und ich sitzen auf der Wiese. Vor uns bräuneln in der Pfanne Kartoffeln, auf die ich Eier schlage. Wenigstens ein gutes Essen will ich ihm für seine Hilfe geben, denn anderes habe ich nicht.

„Junge komm, laß dir's gut schmecken. Anderes kann ich dir als Dank für deine Arbeit nicht geben.“

„Oh doch!“

„Was denn?“

„Das Stückchen Seife, mit dem ich Ihre Wäsche gewaschen habe.“

Salz

In Alma Latina befindet sich das größte Salzvorkommen der Tschechoslowakischen Republik. Die Salzminen befinden sich in Göding (Mähren). In der Nähe von Alma Latina gibt es auch einen Salzsee. Von weißer kommen Bauernwägen mit großen Fässern. Manche sind die ganze Nacht, auch länger gefahren. Für eine kleine Gebühr darf sich der Bauer die Fässer mit dem stark salzhaltigen Wasser anfüllen. Dann tritt er die Rückfahrt an. Ein Kilo Salz kostet zwar nicht viel, aber Arbeit kostet gar nichts.

„Diamanten“

Kinder sind die besten Beobachter und die Karpathorussischen Kinder in der Nähe von Wolow haben bald herausgefunden, daß die kleinen glitzernden Körnchen, die manchmal die Erde zum Vorschein brachte, das Interesse der Touristen erwecken.

Sie sammeln diese Körnchen und taucht ein Tourist auf und wird er von einem Jungen erblüht, so schreit dieser mit ganzer Kraft, läßt seine Herde in Stuch und läuft blitzschnell den Berghang hinab. Diesen Schlachtruf haben die anderen Jungen gehört. Von überall tauchen sie auf, rennen auf den verdunsteten Touristen zu und schreien: „Démanty!“

„Diamanten? In Karpathorußland gibt es Diamanten? Davon wußte ich nichts.“ Schon

stehen die Jungen um mich herum, ihre schmierigen Finger bringen aus verborgenen Taschen Papier zum Vorschein. Sie schlagen es auseinander und der Schein der Nachmittagssonne bricht sich in hellen Kristallen. Kinder bieten ihren einzigen Schatz an. Sie verlangen eine Krone, — fünfzig Heller dafür. Ein Knirps von anscheinend fünf Jahren will ihn für zwanzig Heller hergeben.

„Pane, dvacet halere!“ Bettelt er und seine Augen erweichen mit ihrer stummen Bitte mein Herz. Ich kaufe seine „Diamanten“, wickle sie sorgfältig als Andenken und Talisman ein, gebe ihm eine Krone.

Der Junge nimmt das Geld, sieht es an, erkennt, daß er zu viel bekommen hat. Einen Augenblick überlegt er, was er tun soll. Dann ergreift er seine Stofftasche, die er umgehängt hatte und leert ihren Inhalt vor mir aus. Etwa dreiviertel Kilo Hafelmüsse waren darin. In Wolowé habe ich nachgewogen.

Zucker

Ich sitze an dem einen Ende eines Dorfes und lache mir Karstorfelstern. Um mich herum sitzt und steht die gesamte Dorfjugend, beobachtet neugierig mein Tun, bringt trodenes Reizsig herbei und schürt mein Feuer zu größerer Glut. Der Sturz ist fertig gelocht, ich streue Semmelbrösel und Zucker darauf. Dabei sehe ich, wie ein kleines Mädchen seine Nachbarin stößt und höre die geflüsterten Worte: „Du schau, er hat auch Zucker!“

Ein paar Kinderaugen starren unvertwandt die wunderbaren weißen Kristalle an, die von meinem Löffel herabrieseln.

Eine Paßgeschichte

In Jajina erschrecken alle, als ich sage, daß ich allein über den Dnola gehen will.

„Ein Bär kann Sie anfallen. Auch Wölfe gibt es und Sie haben keine Waffen!“

Trotzdem führe ich mein Vorhaben aus. Zwar begegne ich keinem Wolf und keinem Bären, nicht einmal ein harmloses Reh kreuzt meinen Weg, aber es fängt herrlich zu regnen an und es regnet ohne Unterlaß, so daß ich auf dem Dnola wunderbar durchnäßt ankomme und keine Lust verspüre, noch sechs Stunden bis nach Buzina, dem nächsten Ort, zu marschieren.

Mit dem Heger und seiner Familie sitze ich in der Küche und trockne mich. Plötzlich klopft es zaghaft an der Tür, verwundert ruft der Heger: „Jerecin“. Die Tür geht auf, ein Mann tritt ein. Er grüßt verlegen, aus seinen zerrißnen Schuhen fließt das Wasser und scheu bittet er um ein Stück Brot. Er bekommt es, dazu einen Topf dicke süßer Vollmilch. Gierig schlängt er das Essen hinunter, beim Herd auf einem Schemel sitzend. Erst danach fragt ihn der Heger, was er da sucht, und wir hören eine unglaubliche Geschichte.

„Als russischer Kriegsgefangener kam ich in die Tschechoslowakei. Nach Friedensschluß empfand ich keine Lust, nach Rußland zurückzugehen. Ich blieb. Aber im Jahre 1926 richtete ich an die Sowjetrepublik ein Gesuch um Aufnahme in den russischen Staatsverband. — Vor kurzem wurde ich aufs russische Konsulat gerufen, bekam einen Paß ausgestellt. — Aber die Polen wollen mich nicht nach Rußland lassen.“ Bei den letzten Worten fängt der Mann an zu weinen. Bittere Tränen der Sehnsucht nach dem Heimatland.

Ich lasse mir den Paß zeigen. Er hat kein polnisches Visum und der letzte Satz des fran-

zösischen Textes lautet: „Dieser Paß darf nicht verlängert werden, auch nicht erneuert.“

Der Paß ist gültig bis zum 21. Heute haben wir den 19. Das nächste polnische Konsulat befindet sich in Uhorod, eine Woche Fußmarsch zumindest. Das polnische Visum kostet 120 Kronen.

Neue Unbekannte

Des öfteren komme ich auf der Straße an der Straße an eingezäunten Gärten vorbei. Eine schwarze Tafel ist immer dabei und mit weißen Buchstaben etwas daraufgeschrieben. Meist steht im Garten darin ein einfaches hölzernes Kreuz, manchmal sind es mehrere. Einmal bleibe ich stehen und lese die weißen Buchstaben:

„Dieser Friedhof enthält zwei Massengräber und sieben Einzelgräber. Es liegen hier be-

- 58 Russen,
- 25 Ungarn,
- 13 Deutsche,
- 17 Tschechen,
- 2 Italiener,
- 9 Unbekannte.

Ich erinnere mich an meinen Vater, der in die Kategorie der Unbekannten gehört.

Uhranhängsel

In den langen Wintermonaten hat die Karpathorussin viel Zeit. Haus und Hof sind bestellt und ihre Hände verlangen Arbeit. Zuerst war es wohl ihre Sonntagsbluse, die sie mit Stickereien verzierete. Die Sonntagsbluse ist eigentlich ein langes Hemd, hinten und vorn wird eine Art Bettvorleger vorgebunden, das ist der Rock. (Humänische Nationaltracht.) Aber diese „Bettvorleger“ sind reich von silbernen und goldenen Fäden durchweben. Das nächste Stück, das ihr in den Händen geriet, dürfte die Pelzjade ihres Mannes gewesen sein, die sie reich mit Stickereien verfaß. Wie sie zu Glasperlen kam, ist mir ein Rätsel. Aber diese bunten Stückchen Glas mußten so recht nach ihrem Geschmack gewesen sein. Sie verfertigt daraus bewundernswerten Schmuck. Armbänder, Halsbänder, deren Glasperlen zu herrlichen Wandornamenten und Blumen zusammengesetzt sind. Für ihren Mann macht sie Uhranhänger aus demselben Material. Von diesen Uhranhängseln lieb ich mich früher manchmal täuschen. Fragte ich jemanden nach der Zeit, so bekam ich selten Auskunft, denn er hatte meistens nur einen Anhänger aus Glasperlen, aber keine Uhr.

Schuhe

Die Karpathorussen sind „konjektiv“ und leisten den zivilisatorischen Bemühungen der Schuhfabriken gegenüber passive Resistenz. Da helfen nichts die verlockendsten niedrigen Preise. Der Karpathorusse kauft sich ein Stück Leder, biegt es zurecht, einzelne Stellen vernäht er und hat ein Paar Opanken, ähnlich mittelalterlichen Schnabelschuhen. Die trägt er so lange, bis sie zerreißen. Manchmal geschieht das Wunder und er besitzt ein Paar richtige Schuhe. Dann zeigt er sich mit ihnen stolz in der Stadt. Geht kloßfüßig, auf der Achsel trägt er die Schuhe.

Fremdenverkehr

In Nachovo übernachtete ich im Touristenhotel, Eigentum des KCSL. Natürlich gratis — als stellungsloser Kellner. Außerdem bekomme ich vom Wirte Nachtmahl und Frühstück, auch gratis. Das Hotel ist ein moderner Bau, der sich stilmäßig gut in die Umgebung einpaßt. Durch Zufall gerät mir das Fremdenbuch in die Hände. Gelangweilt blättere ich darin. Heinz Eberz, München; Rudolf von Falkenried, Berlin; Bozlav Rahné, Praha; Eberhard Schulze,

Breslau, und ähnliche Namen sind zu lesen. Karpathorugland scheint in Deutschland zu liegen, nicht in der Tschechoslowakei.

Verwundert frage ich den Wirt: „Wie kommt es, daß so viele Reichsdeutsche und so wenige Tschechen Karpathorugland aufsuchen?“

„Ja, wissen Sie, wir Tschechen fahren auch lieber ins Ausland. Das kostet vielleicht mehr, aber man war irgendwo; bleibt man im Inland, so ist man eigentlich zu Hause geblieben.“

Das Robot-Gehirn rechnet

Nach den neuesten Mitteilungen des Staatlichen Institutes für Technologie von Massachusetts in USA hat man dort eine Rechenmaschine in Betrieb genommen, die das umfangreichste und leistungsfähigste Instrument dieser Art auf der Erde ist. Mit einem einzigen Griff ermittelt man das Ergebnis z. B. einer Gleichung mit neun Unbekannten, einer Rechenaufgabe, die sonst einige fähige Mathematiker mehrere Tage beschäftigt. Drei Jahre lang hat der Ingenieur und Techniker Dr. John W. Billbur an der Erfindung dieser Maschine gearbeitet. Er war Konstrukteur in einem Baubüro, das Pläne für Vorkriegsgeräte bearbeitete und die äußerst umständlichen Berechnungen ärgerten ihn derart, daß er sich der Konstruktion einer besonderen Rechenmaschine zuwandte. Dies ist ihm nun endlich gelungen und mit Hilfe der neuen Maschine werden sich nun auch zahlreiche Probleme der Physik und Atomberechnung der Lösung näher bringen lassen. Dieses Robot-Gehirn wiegt über 1000 Kilogramm und besteht aus annähernd 18.000 einzelnen Teilen. Es handelt sich zweifellos um eines der wertvollsten, aber auch bedeutungsvollsten Instrumente, die der Mathematik bisher geschenkt wurden. Nur die eine Sorge besetzt dabei, daß nämlich die Menschen in Anbetracht solcher Maschinen bald ganz das Rechnen verlernen. R

Was heißt „SOS“ wirklich?

Das Signal „S. O. S.“ im Morsezeichen . . . — — . . . ist wohl das einzige, das auch der Nicht-Seeemann kennt. Merkwürdig aber, daß man sich über seine Bedeutung nicht einig ist und deshalb zahlreiche Lesarten bestehen. Die bekannteste Uebersetzung ist wohl das englische „save our souls“ (rettet unsere Seelen) oder „save our ship“ (rettet unser Schiff). Weniger bekannt ist die Deutung (send out succors) „sendet Hilfe (aus)“. Aber keine dieser Annahmen, von denen die letztere auch von den meisten Konversationslexikonen gebracht wird, ist richtig. Es sind freie Erfindungen. Das Signal „S. O. S.“ ist ganz einfach das Ergebnis der Uebersetzung und — eines Zufalles.

1906 fand in Berlin eine internationale Konferenz statt, deren Ergebnis ein internationaler Funktelegraphen-Vertrag war, mit der wichtigen Vereinbarung über ein einheitliches Notignal. Hierbei hatte Deutschland das zu dieser Zeit von seinen Schiffen bereits mit Erfolg angewandte Morsezeichen SDC in Vorschlag gebracht. Da das C im Morsealphabet jedoch nur ein Punkt ist, befürchtete man Verstimmungen des Zeichens bei atmosphärischen Störungen und so erstellte man, lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen, das E durch ein S, was durch drei Punkte dargestellt wird.

Irgendwelcher Sinn, in Form der heute so beliebten Abkürzungen durch Zusammenhängen von Anfangsbuchstaben aufeinanderfolgender Worte, war dem Zeichen SOS jedoch nicht unterlegt. R

Peter Sloth: Gute Nacht, Marie...

Gute Nacht, Marie
Gute Nacht, Marie
Sieben Jahre bleib' ich hier. —
Sieben Jahr', Marie
Sieben Jahr', Marie
Bin ich nicht des Nachts bei dir.
Wenn der Regen fällt,
Wenn es Floden schneit,
Wenn die Sehnsucht quält
In der Dunkelheit. — —
Gute Nacht, Marie
Gute Nacht, Marie
Gute Nacht, — bis morgen früh.

Gute Nacht, Marie
Gute Nacht, Marie
Wenn die Turmhör zweimal schlägt,
Und der Wind, Marie
Leif' mein Lieb, Marie
Durch die Gitterhäbe trägt,
Sollst du bei mir sein
Bis der Tag erwacht
Und der Dämmererschein
Dem ein Ende macht. —
Gute Nacht, Marie
Gute Nacht, Marie
Gute Nacht, — bis morgen früh.

Gold — durch Zufall

Während man in internationalen Finanz- und Wirtschaftskreisen, und vor allem in England und Amerika, sich die Köpfe zerbricht, auf welche Art dem zunehmenden „Goldbrud“, das heißt dem auf die steigende Goldproduktion (sie hat sich seit 1924 verdreifacht!) zurückzuführenden wachsenden Angebot wirksam begegnet werden könnte, sind — wie ein amerikanischer Sachverständiger angedeutet weiß — gegenwärtig rund eine Million Menschen aller Herren Länder damit beschäftigt, in den verschiedenen Weltteilen nach neuen Goldvorkommen fieberhaft Ausschau zu halten. Ungeachtet der Besorgnisse erregenden „Goldtrise“ wird also in noch nicht abgesehenem Maße Jagd gemacht auf das gelbe Metall, und es bleibt bloß abzuwarten, ob die auf Gold erpichten Nimrode vom Glück begünstigt sein werden. Man pflegt zwar zu sagen „Der sucht, der findet“, doch die Geschichte lehrt, daß der Entdecker fast aller, jedenfalls aber aller wirklich bedeutenden Goldvorkommen bisher immer noch der — Zufall war

Eines der jüngsten Goldfelder ist das vor fünf Jahren im Nordosten der englischen Kolonie Kenia in Afrika entdeckte. Zwei verarmte Plantagenbesitzer begaben sich eines Tages in den Kalamegabistrit, um Nachschau zu halten, ob es möglich wäre, eine von den Hängeln zurückgeroberte alte Kaffeepflanzung wieder kulturfähig zu machen. Als sie in einer kleinen Felschlucht anhielten und sich über ein Gerinnsel beugten, um Wasser zu schöpfen, blinkte ihnen aus dem verandeten Fußbett etwas Gelbliches entgegen: ein Acht-Unzen-Goldklumpen. Ein neues Goldvorkommen war entdeckt, und wie gewöhnlich: durch Zufall. . . .

Vor etwa siebzig Jahren brachte ein dreizehnjähriger Knabe, der Sohn eines armen Farmers namens Parkins, ein paar glänzende Steine mit nach Hause, die er beim Spielen an einem Flußufer in der Sierra Nevada aufgefunden hatte. Die glitzernden Brocken bereiteten dem Jungen große Freude, doch daheim wurde er arg gescholten, daß er mit solch unsinnigem Spielzeug seine Kleideraschen beschmutze und zerzeihe. Und das Ende des elterlichen Gardinenpredigt war, daß die schönen glänzenden Steine in weitem Bogen eine Lustreise machten — in die Nitgrube. Einige Zeit später hörte Vater Parkins von angeblichen Goldfunden in der näheren Umgebung seines Anwesens, und als ihm ein Freund ein Stück des kostbaren Erzes zeigte, war es ihm mit einem Male klar, daß das „unsinnige Spielzeug“ seines Söhnchens goldhaltiges Gestein gewesen war. Er ließ sich von dem Jungen

an die Fundstelle führen, und — schon wenige Monate später war er ein steinreicher Mann. . .

Die berühmte gewordene Shipple-Creek-Mine hindwiederum verdankte ihre Entdeckung folgendem Zufall: Das Töchterchen eines Farmers spielte eines Tages bei einem Bach und formte sich aus dem Ufer sand „Sandfuchsen“. Da kam ein Reiter vorbei, und da er ein großer Kinderfreund war, hielt er an, beugte sich aus dem Sattel und sprach das Kind an. Da fragte die Kleine, ob er nicht gute Sandfuchsen haben möge, die vortrefflich munden. Der Reiter nahm lächelnd einen der Fuchsen, dankte und sprengte weiter. Da, als er schon ein Stück geritten war, merkte er, daß der Fuchsen glitzernde Körnchen enthielt — machte kehrt und fragte das Kind, woher es den „Zeig“ zu den guten Fuchsen genommen habe. „Aus dem Bach“, lautete die Antwort der Kleinen. Bereits eine Stunde später hatte der kinderliebende Reitersmann Grund und Boden längs des Baches für zweihundert Pfund erstanden, und — einige Jahre später setzte er sich mit einem Vermögen von einer halben Million Pfund zur Ruhe. . .

Vor ungefähr vier Jahrzehnten schleppte sich ein kleiner Krupp sonnengebräunter Mann, dem Verschmachtungen nahe, durch eine trostlose Gegend Australiens. Da stürzte einer von ihnen, den die schier unerträgliche Hitze sowie der quälende Durst bereits an den Rand des Wahnsinns gebracht hatte, zu Boden. Seine zitternden Hände gruben sich in das Erdreich ein, um unter Aufbietung der letzten Kräfte nach einem kleinen Gerinnsel, nach ein paar Tropfen von dem kostbaren Naß zu suchen, — und sie stießen, wenn auch nicht auf Wasser, so immerhin auf eine andere Kostbarkeit: auf Gold! Freilich: es hätte den verschmachtenden Mannern wenig gemüht, das wertvolle gelbe Metall, wenn nicht einige von ihnen das Glück gehabt hätten, noch im letzten Augenblick eine Anfielung zu erreichen und Hilfe herbeizuholen. Und so erstand an der Stelle, an der ein dem Tode Naher zusammengebrochen war und in höchster Verzweiflung nach einer Labe für die verdorrte Kehle gesucht hatte, die eine Zeitlang außerordentlich ergiebige Südkreuz-Mine. . .

Das Glück ist jedoch nicht jedem hold. Vor wenigen Jahren wollte ein Engländer, der als Mitglied einer Goldgräberexpedition für etwa zehntausend Pfund Goldklumpen gesammelt hatte, mit seinem Schatz zurück in die Heimat. Sein Weg führte ihn durch die gefährliche Wüste Kalahari. Zwei Tagesreisen vom Rand der Wüste entfernt brach er vom Durst gemartert, zusammen und starb im heißen Sand einen anhaltenden Tod — mit einem Vermögen in der Tasche. . . . er. ma.

